

„Frei und mutig in allen Dingen“

Unter dieses Motto ist der heutige Fachtag gestellt. „Frei und mutig in allen Dingen“ – das klingt nicht zufällig wie ein Luther-Zitat, was im Jahr des Reformations-jubiläums geradezu ein Muss ist für jede kirchliche Veranstaltung. Das Zitat lautet vollständig: „Furcht tut nichts Gutes. Darum muss man frei und mutig in allen Dingen sein und feste stehen“.

Wenn man versucht, diesem Ausspruch auf den Grund zu gehen, stellt man fest, dass es sich um eines der „frei schwebenden“ Luther-Zitate handelt, von denen das berühmte „Apfelbäumchen“ vermutlich das bekannteste ist: treffende Worte also, die nicht im literarischen und historischen Sinn auf Martin Luther zurückgehen, aber auf anderweitig überzeugende Weise mit seinem Namen verbunden sind.

Unser Diktum „Frei und mutig in allen Dingen“ stammt offenbar aus dem Jahre 1921 und findet sich zuerst auf einem Notgeldschein der Stadt Erfurt, im Wert von fünfzig Pfennigen. Der Gutschein konnte an einer städtischen Kasse eingelöst werden und trug auf seiner Vorderseite ein Lutherbildnis mit eben diesem Text, wohl um den Besitzern des Notgeldscheins Trost und Zuversicht zuzusprechen. (vgl. Thomas Kaufmann: Erlöste und Verdammte S. 386f.)

So verweist also schon der Titel unserer heutigen Veranstaltung auf ein Beispiel dafür, dass wichtige Impulse des Christentums von der Gesellschaft aufgenommen werden, wenn diese beispielsweise dienlich sind, um in schwierigen Zeiten Orientierung, Ermunterung oder Trost zu spenden. Spannend wäre es, dieser Spur einmal nachzugehen und zu erforschen, was für weitere Beispiele sich hierfür finden ließen. Doch will ich mich stattdessen unserer heutigen Frage bzw. derjenigen, die Sie an mich gestellt haben, widmen.



Kirche im Sozialen – frei und mutig in allen Dingen

Warum machen wir das eigentlich? Uns als Kirche in und für Q8 in der damit verbundenen Gemeinwesen-orientierung zu engagieren? Was hat Gemeinwesenorientierung mit der Kirche zu tun?

„Kirche im Sozialen“ – So lautet das Thema unseres Fachtags, und das ist vermutlich erst einmal eine allgemeine und allgemeingültige Beschreibung: Kirche findet immer in einem bestimmten sozialen Umfeld statt und findet sich in gesellschaftlichen Kontexten vor. Die entscheidende Frage ist jedoch, wie sie damit umgeht, ob sie darauf zugeht oder darin aufgeht – in welchem Verhältnis sie zum Sozialen steht?

„Wie sieht die Kirche die Entwicklung eines modernen Gemeinwesens?“

Diese Frage haben Sie meinem Eingangsreferat zugrunde gelegt. Und eine erste Antwort darauf wird in der Betonung des öffentlichen Raumes liegen.

Ob das moderne Gemeinwesen den Bedürfnissen seiner Bewohnerinnen und Bewohner entspricht, wird nicht zuletzt daran erkennbar, wie es um die Pflege des öffentlichen Raumes bestellt ist. Auf diesen Aspekt hat mich eine im vergangenen Jahr erschienene Studie des Lutherischen Weltbundes hingewiesen.

Der Lutherische Weltbund ist eine weltweite Gemeinschaft von 145 lutherischen Kirchen mit über 70 Millionen Mitgliedern in 79 Ländern, die ihren Auftrag nicht nur darin sieht, die Gemeinschaft untereinander zu fördern, wie jüngst auf der Vollversammlung der Delegierten in Namibia, sondern mit geballter Kraft und Verstand danach fragt, wie wir unserem Auftrag als Christinnen und Christen nachkommen, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein.

Diese Studie trägt den Titel „Die Kirche im öffentlichen Raum“. Darin heißt es:
Im Unterschied zu privaten Räumen sind öffentliche Räume „Orte, die einem Kollektiv zugänglich sind, also Orte der gesellschaftlichen Kommunikation und des Austauschs von Ideen, Ressourcen, Kritik und Information. Physisch betrachtet ist ein öffentlicher Park beispielsweise in erster Linie öffentlich. Er kann aber auch ein Ort für gesellschaftliche Versammlungen und politische Demonstrationen sein und als solcher eine soziale Funktion übernehmen.“ (aus: Die Kirche im öffentlichen Raum, S. 13)

Darin steckt, dass öffentliche Räume per se nicht notwendigerweise soziale Orte sind, sondern als solche definiert und auch bespielt werden müssen. Und genau das ist es, was Sie – so mein Eindruck – hier in der Kirchengemeinde Winterhude-Uhlenhorst zusammen mit Ihren Kooperationspartnern und den heterogenen Akteuren erleben. Wie sich Ihnen mit Hilfe des gemeinwesen-orientierten Ansatzes von Q8 Räume neu erschließen bzw. von Ihnen gemeinsam mit denen, die hier wohnen und arbeiten, erschlossen werden und soziale Funktionen im öffentlichen Raum übernehmen.

Drei grundlegende Elemente sind es, die – ich zitiere wieder das Papier des LWBs – einen öffentlichen Raum als einen gerechten Ort für alle kennzeichnen:

1. Gleichberechtigter Zugang zu Gemeinschaftsgütern und politischen Entscheidungsprozessen
2. Sicherheit, insbesondere für Schutzbedürftige.
3. Sinnvolle Partizipation und Interaktion aller gesellschaftlichen Gruppen

Die gesellschaftliche Realität ist diesem Ideal eines gerechten Ortes vielfach entgegengesetzt. Das wissen wir alle allzu gut.

„Menschen mit einer körperlichen Behinderung beispielsweise sehen sich im öffentlichen Raum nach wie vor Schwierigkeiten gegenüber, da ihnen oftmals kein geeigneter Zugang zu Gebäuden und öffentlichen Verkehrsmitteln gewährt wird und sie ihre politischen und wirtschaftlichen Grundrechte in der Folge nicht wahrnehmen können. Manche Menschen können sich aus Sicherheitsgründen nicht frei auf der Straße bewegen, Menschen, die als „anders“ wahrgenommen werden.“
(Die Kirche im öffentlichen Raum, S. 13f)

Angesichts dieser Diskrepanz gehört es zu den Grundaufgaben der Kirche, daran mitzuwirken, dass der öffentliche Raum sich als ein gerechter Ort für alle erweisen kann. Denn die christliche Überzeugung, dass jeder Mensch aus der Gnade Gottes lebt, führt zu der Einsicht, dass Identität und Wert der Person allein in der Anerkennung durch Gott begründet sind, unabhängig von natürlicher Ausstattung (Geschlecht), gesellschaftlichem Status (Stand), individuellem Vermögen (Erfolg) und religiöser Leistung (Verdienst).
(Aus den Thesen des Wissenschaftlichen Beirats „Luther 2017 – 500 Jahre Reformation. Perspektiven für das Reformationsjubiläum 2017“)

Daraus ergibt sich der unmittelbare Impuls, allen Menschen einen Zugang zu eröffnen zu öffentlichen Räumen, zu gerechteren Lebensverhältnissen und zu einem lebenswerten Leben.

Das Evangelium, das die Kirche zu verkündigen hat, ist eine Botschaft mit öffentlicher Relevanz; eine Botschaft, die Konsequenzen hat für das Zusammenleben der Menschen, gerade in ihrer Heterogenität.

Die Mitverantwortung für die Gesellschaft und das öffentliche Leben ist unserer Kirche schon in die Verfassung eingeschrieben. (Nordkirche Art. 1 Abs. 5) Konkret umsetzen lässt sich dieses durch eine Mitwirkung in der Gestaltung des Stadtteils, durch Kooperation mit anderen Trägern im Stadtteil, durch eine Öffnung der Kirchengemeinden für Interessen, die ihren Kontext und nicht nur sie selber betreffen.

Kirche ist immer *auch* Kirche, sie ist nie nur Kirche allein. Das meint: Sie ist immer dort besonders stark und überzeugend, sie ist immer dann sie selbst, wo sie sich in ihren Kontext einbringt, in Kontakt geht, sich wie im biblischen Gleichnis vom Sauerteig ein- und untermischt und ihren spezifischen Beitrag vielleicht gerade darin leistet, dass sie sich nicht abgrenzt von ihrem Umfeld, sondern mit ihm zusammen ihre spezifische Kompetenz sichtbar macht und diese auch für andere erfahrbar wird.

Sie ist als Kirche immer auch Kirche für andere und mit anderen zusammen.

Was z. B. für das Kupferdach gilt: seine eigentliche und erwünschte grünliche Farbe und Patina erhält es nur, wenn es durch Oxidation bzw. Korrosion über einen längeren Zeitraum mit anderen Stoffen wie Kohlen- oder Schwefeldioxid in Kontakt war. Das gilt auch für jede Lebensäußerung des christlichen Glaubens, der, so meine Überzeugung, erst im Kontakt mit anderen seine eigentümliche und besondere Färbung entwickelt.

Worin besteht die spezifische Stimme der Kirche und einer Kirchengemeinde im sozialräumlichen Chor?

Der spezifische Beitrag der Kirche im Zusammenspiel des Gemeinwesens liegt für mich darin, dass sie eine besondere Deutekompetenz besitzt und Sinn stiften kann.

Die Kirche erweist sich als „Ort religiöser Deutungskultur“ (W. Gräß), wenn es um die „Verarbeitung der eigenen Lebenszeit zu einer Geschichte geht, die mehr erzählt als die erinnerbare Summe ihrer Einzelmomente“. (W. Gräß: Lebens-geschichten, Lebensentwürfe, Sinn-deutungen. Eine praktische Theologie gelebter Religion, S. 79)

„Religiöse Deutungen der Welt und unseres Lebens schaffen Zusammenhänge, wo wir sonst keine entdecken. Sie stellen Beziehungen her, wo wir ohne sie in (absolute) Beziehungslosigkeit geraten. Sie vermitteln uns eine letzte Verbundenheit, von der wir uns gehalten wissen können, auch auf unwegsamem Lebensgelände.“ (W. Gräß: Lebensgeschichten..., S. 18)

Damit will ich nicht gesagt wissen, dass die Kirche die einzige Institution ist, die dieses vermag. Dass es nicht auch andere Weisen und Wege gibt, sein eigenes Leben zu deuten. Auch hier befindet sich die Kirche in einem Chor der Stimmen und besitzt weder die Deutungshoheit, noch Alleinrechtsansprüche auf die Wahrheit.

Mir ist jedoch wichtig, dass die Kirche von ihrem Auftrag und Selbstverständnis her, ihrem Angebot, immer danach sucht, die Zeichen der Zeit zu erkennen und unser Leben im Horizont der Bibel, der Tradition und Erfahrungen zu deuten und sich in Beziehung zu setzen – zu Gott, dem Nächsten und sich selbst.

Als junge Pastorin lernte ich von einer meiner theologischen Lehrerinnen einen Satz, der sich mir seither tief eingepägt hat: „Als Pastorin musst Du eigentlich nichts anderes tun, als zu sagen, was ist.“

Darin steckt die Kompetenz und der Auftrag der Kirche, Deutungsangebote zu machen, Übersetzungshilfen zu geben und Verbindungen herzustellen, die das Leben und Umfeld aus neuen, mitunter auch sehr ungewohnten Perspektiven betrachten helfen und Sinnebenen erschließen.

Das ist etwas, was die Kirche anzubieten hat und woran ihre Kooperationspartner gut haben können – in gegenseitigem Respekt und in Anerkennung von Unterschieden und der Wahrnehmung und Achtung der unterschiedlichen Fragen wie Antworten.

Exemplarisch veranschaulichen lässt sich, was ich meine, z.B. an unseren Kirchengebäuden: Sie sind allem voran geistliche Orte. Orte gottesdienstlichen und spirituellen Lebens.

Sie sind Orte kollektiven, symbolischen Gedächtnisses. Sie dienen dem Gedächtnis der Stadt, des Stadtteils, und wirken als Erinnerungsorte über die Kirche hinaus.

(Anm.: Darum ist es ja auch so schmerzlich, wenn es nötig ist, Kirchen aufzugeben, was mitunter geboten ist. Aber das ist ein anderes wichtiges Thema, das uns als Kirche zurzeit umtreibt, und das eigene Fachtage fordert, um die damit zusammenhängenden Fragen zu vertiefen und zu diskutieren.)

Kirchen sind selbst nicht nur von musealem Wert, sondern arbeiten mit und für die Gedenkkultur der Stadt bzw. eines Stadtteils.

Darin können die Kirchengebäude zusammen mit den Menschen, die diesem Ort diese Bedeutung geben und ihn als einen solchen Ort erleben und beleben, ein Bild sein für die Deutungskultur und Sinnstiftung, für die die Kirche steht.

Mit dieser spezifischen Kompetenz, für eine Deutungskultur zu stehen oder eine solche zu befördern, bringt sich die Kirche in die gemeinsame Tätigkeit im Sozialraum ein und geht

ihrer christlichen Grundüberzeugung nach von der Gleichheit und dem unendlichen Wert jedes und jeder Einzelnen aus.

Sie kann darum, wenn sie frei und mutig in allen Dingen ist, der Gefahr, sich als Gesellschaft spalten zu lassen, entgegenwirken. Etwa bei Prozessen der Transformation, bei denen immer die Gefahr besteht, dass sie auf dem Rücken der Transformationsverlierer ablaufen. Hier besteht die Rolle der Kirche darin, darauf zu achten, dass sich die Trennung innerhalb der Gesellschaft in Gewinner und Verlierer sich nicht ungebremst und ins Uferlose entwickelt.

Sie kann hier im Sozialraum eine besondere Bedeutung bekommen als Fürsprecherin derer, die um ihre Stimme und Partizipationsmöglichkeiten gebracht zu werden drohen – doch auch dies nicht allein, sondern, indem sie danach sucht, dies zusammen zu tun z.B. mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren.

Diese beschriebene Rolle zeigt sich z.B. im Umgang der Kirche mit ihren eigenen Gebäuden: Selbstverständlich muss auch eine Kirchengemeinde auf Wirtschaftlichkeit achten und ihre Einnahmen sinnvoll kalkulieren. Schließlich ist es anvertrautes Geld, mit dem sie umzugehen hat. Aber die Rendite ist keinesfalls der einzig wichtige Parameter; denn zugleich kann die Kirche durch ihre Immobilien Partizipationsmöglichkeiten schaffen für Menschen, die sonst aus dem Stadtteil verdrängt würden.

Wenn wir als Evangelisch-Lutherische Kirche uns also heute in der Gemeinwesendiakonie engagieren, dann tun wir das in der Verantwortung für unsere Stadt und unseren Stadtteil, die wir nicht sich selbst überlassen, sondern an deren Entwicklung wir uns in Übereinstimmung mit unserem christlichen Menschenbild beteiligen wollen.

Was bedeutet dies für eine Kirchengemeinde?

Die Orientierung am Sozialraum und die Öffnung ins Quartier bedeuten für die Kirche eine grundlegende Veränderung: Es bedeutet einen Schritt zurückzutreten und zugleich einen Satz nach vorn und zur Seite zu machen.

Das Selbstverständnis verändert sich. So könnte es die hiesige Gemeinde beschreiben und wird es nachher ja auch.

Neue Rollen sind einzuüben: sich nicht allein als Gastgeberin zu verstehen, nicht zu warten, dass die Menschen zu ihr kommen, sondern sich in der Haltung eines „gastfreien Gastes“ zu üben, i.e. eines Gastes, der Raum für die GastgeberInnen lässt, bzw. einer Gastgeberin, die den Gästen erlaubt, den symbolisch gesprochenen Tisch, um den herum man sich versammelt, mit zu füllen und zu gestalten, also andere mitbestimmen zu lassen, was überhaupt auf den Tisch kommen soll.

Dafür zu sorgen, dass die Frage gestellt wird: Worin besteht der Hunger? Wo liegen die Bedürfnisse der Menschen an diesem konkreten Ort? Und wie ist ihnen am besten zu entsprechen, dass sie gerade nicht zur Entmündigung führen, sondern vielmehr Menschen ermächtigen, ihnen Partizipationsmöglichkeiten eröffnet, um mit zu tun und teilzuhaben.

Es heißt, zu begreifen, als Kirche eine Institution unter anderen zu sein, mit einem eigenen Profil. Umso mehr fordert es, sich des eigenen Profils bewusst(er) zu sein und dieses zu schärfen und benennen zu können. So wie andere ihr Profil haben in Sachen Kultur, Inklusion oder Jugendarbeit, so ist das, was die Kirche auszeichnet, zu deuten und untereinander wachzuhalten, dass es eine Beziehung gibt, die weder in unseren menschlichen Beziehungen noch in unseren Erfahrungen aufgeht – aber auch nicht an ihnen vorbei. Eine Beziehung, die noch einmal eine ganz andere Ebene in unsere Kommunikation einzieht, den Horizont noch einmal weiter spannt, so sie auf die Dimensionen des dreieinen Gottes

verweist, der sich von seinem Wesen her immer schon in Relation zu den Menschen setzt.

Sich als Kirchengemeinde gemeinwesenorientiert zu verstehen setzt Offenheit und die Bereitschaft zur Veränderung voraus.

Dies erfordert die Fähigkeit, über sich und andere nachzudenken. Für möglich zu halten, dass die eigenen bisherigen Gewissheiten und Glaubenssätze möglicherweise auch über den Haufen geworfen werden können durch das, was man zusammen mit anderen neu erlebt.

In manchen Fällen kann es also bedeuten, Abschied zu nehmen von alten und vielleicht engen Formen der Gemeinschaft: die Kirchengemeinde als „Versammlung der Gläubigen“ in einer starken „communio“ verbunden und klar nach außen abgegrenzt. Dieses Bild hat – an vielen Orten – seine Zeit gehabt.

Die neuen Bilder der Gemeinschaft sind in unterschiedliche Farben getaucht und von Verschiedenheiten geprägt.

Die Öffnung der Kirche zur Gesellschaft hin kann mit meinen Worten beschrieben auch als ein Programm gegen die Angst verstanden werden im Sinne des Lutherzitats „Furcht tut nichts Gutes. Darum muss man frei und mutig sein in allen Dingen und feste stehen“.

Frei und mutig, die Angst verlieren, sich zu öffnen oder sich zu zeigen. Und die Erfahrung lehrt: Je häufiger diese Kontakte und Kooperationen stattfinden, desto mehr verlieren sie für die Akteure in den Gemeinden von ihrem Überraschungs- oder Einschüchterungspotential.

Die Broschüre „Die Kirche im öffentlichen Raum“ weist darauf hin, dass es zwei biblische Aufforderungen sind, die Grund und Grenze des christlichen Engagements für das Gemeinwesen

beschreiben: In vielen Situationen „haben sich die Kirchen von der Aufforderung des Propheten Jeremia leiten lassen: ‚Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN; denn wenn’s ihr wohl geht, so geht’s auch euch wohl‘ (Jer 29,7). Dies hat dazu geführt, dass die Kirchen eine Zusammenarbeit mit anderen Gemeinschaften zum Wohle aller aktiv anstreben.“

Eine Grenze gegenüber der völligen Anpassung an das Gemeinwesen und seine eigene Dynamik kann in der paulinischen Warnung, sich nicht der Welt gleichzustellen, gesehen werden: „Und stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern ändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes, damit ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist, nämlich das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene.“ (Röm 12,2).

Das Beste für die Stadt zu suchen, ohne sich der Welt gleichzustellen: In dieser Ambivalenz lässt sich die Aufforderung für die Kirche beschreiben, an der Entwicklung eines modernen Gemeinwesens mitzuarbeiten.

Zum Schluss möchte ich von einer wunderbaren Begegnung erzählen, die mir vorgestern Pastor Liberman wieder ins Gedächtnis gerufen hat. So ist es jüngst einer Gruppe von jüngeren Pastorinnen und Pastoren ergangen, die zu Fortbildungszwecken den Kontakt mit anderen Institutionen und Organisationen gesucht hatte, um deren Veränderungsnotwendigkeiten kennenzulernen und daraus für die eigene Entwicklung zu lernen. Auf die Frage, woran die Kirchengemeinden derzeit arbeiten, bekannten sie freimütig: „Wir versuchen die Türen zu öffnen.“ Darauf Gelächter und die ungläubige Rückfrage der Autonomen: „Warum macht ihr sie nicht einfach auf?“

Begegnungen wie diese zeigen wie wichtig und unerlässlich es ist, sich immer wieder einem Blick von außen und dem Blick anderer auszusetzen.

Und was könnte besser dazu geeignet sein, als sich in die Kooperation mit anderen Akteuren im Stadtteil zu begeben?

Aus Erfahrung klug werden, ist ja kein Automatismus und keineswegs selbstverständlich. Die meisten Erfahrungen machen wir, ohne klug zu werden. Aber gelegentlich gelingt es eben doch, aus Erfahrung klug zu werden.

Das setzt Reflexionsfreude und Veränderungsbereitschaft voraus. Es hat dann aber auch eine weitere Erfahrung zur Folge: die Einsicht, dass ich der Realität nicht trostlos ausgeliefert bin, sondern sie mit verändern kann.

Und dies frei und mutig in allen Dingen – ob der Satz nun ein Lutherzitat ist oder nicht.

Pröpstin und Hauptpastorin Astrid Kleist

